



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Löffler, Kl.: Die Vaganten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So wird der obersten Unterrichtsverwaltung, an deren Einsicht und gutem Willen kein Zweifel statthaben kann, der Rücken gestärkt und der Mut erhöht werden, daß sie im Kampfe der Geister auch diejenige Eigenschaft bewähre, an der, überall wo regiert werden soll, im Grunde das meiste gelegen ist, Kraft und Entschlossenheit.



Die Vaganten

Von Kl. Eßfler



andernde Studenten und Kleriker gab es in Deutschland schon in früher Zeit. Das Wandern von Schule zu Schule hatte darin seinen Grund, daß die einzelnen Trivial- und Quadrivalfächer nicht überall gleich gut vertreten waren. Die eine Schule hatte einen guten Grammatiker, die andere einen trefflichen Erklärer der Heiligen Schrift. Bestimmte berühmte Lehrer waren es, denen zulieb die Wanderungen unternommen wurden. So zog Rhabanus Maurus zu Alkuin nach Tours, Walafrid Strabo von Reichenau nach Fulda zu Rhaban, Wolfgang von Regensburg nach Würzburg, wo grade ein italienischer Grammatiker blühte. Der spätere Bischof Benno von Osnabrück (1068 bis 1088) empfing seine Bildung zuerst in Straßburg, ging dann nach der Reichenau, um Hermann den Lahmen zu hören, und zog darauf, wie sein Biograph sagt, „in dieser Art zu lernen auch an andern Orten nach Studentensitte umher“. Allmählich schienen die verschiedenen Disziplinen an bestimmte Orte gebunden. Paris wurde der Hauptsitz der Theologie, die Juristen zogen nach Bologna und Padua, die Mediziner wanderten nach Salerno. Jede Universität suchte ihren Ruhm in der besonderen Pflege einer Wissenschaft, und erst spät begann man in dem Namen „Universität“ den Sinn zu suchen, daß sie eine Gesamtheit der Wissenschaften darstellen solle*). Da nun aber die Zeit die Beschränkung auf ein Fach verwarf und umfassende Bildung forderte, so sahen sich die Kleriker zum Wandern gezwungen. „Die Städte und den ganzen Erdkreis durchirren die Scholastiker, und das viele Studieren bringt sie um den Verstand. Die Kleriker suchen die schönen Wissenschaften in Paris, die Kenntniß der alten Schriftsteller in Orleans, die Rechtswissenschaft in Bologna, die Medizin in Salerno und die schwarze Kunst in Toledo. Nirgends aber suchen sie die gute

*) Ursprünglich hat er bekanntlich rein juristische Bedeutung. Universitas ist die korporative Gemeinschaft von Lehrern und Lernenden mit den ihnen verliehenen Rechten und Freiheiten.

Sitte, denn nach dieser trachten sie nicht nur am allerwenigsten, sondern gar nicht.“ So eifert der Mönch von Froidmont.

Der eigentliche Typus der Vaganten setzt sich aber erst im zwölften Jahrhundert fest. Sicher hat das Aufkommen der Scholastik die Hauptrolle bei der Entstehung der merkwürdigen Erscheinung gebildet. Diese neue Richtung der mittelalterlichen Wissenschaft suchte das, was man bisher bloß geglaubt, durch die Schärfe des Verstandes und richtige Schulung des Geistes zu erkennen. Das zog die Jugend mächtig an. Tausende von Schülern wanderten nach Paris und Oxford, um die berühmten Theologen, wie Wilhelm von Champeaux und Peter Abälard, zu hören. Paris wurde die Hauptstadt der Weisheit und ließ, wie ein Schriftsteller sagt, Athen und Alexandria an Frequenz hinter sich. Der Neuankommende konnte kaum eine Wohnung finden, und die Zahl der Fremden war manchmal größer als die der Bürger. Oxford war die zweite Universität, und doch hielten sich dort um 1220 gegen 3000 Studenten auf.

kehrten nun aber die jungen Theologen, stolz auf die Schätze der Weisheit und in der frohen Hoffnung auf eine befriedigende Tätigkeit, in die Heimat zurück, so fanden sie sich größtenteils bitter enttäuscht. Denn dem Aufschwung des theologischen Studiums folgte nicht nur keine Vermehrung der geistlichen Stellen, sondern ihre Zahl nahm im Gegenteil von Jahr zu Jahr ab. Das war eine Folge der wirtschaftlichen Verhältnisse. Seit dem elften Jahrhundert war der Geldverkehr statt des Tauschhandels aufgekommen und hatte sich so rasch verbreitet, daß die Vorräte an Edelmetall in stärkerem Maße gebraucht wurden, als sie verfügbar waren. Wuchs so die Kaufkraft des Geldes, so nahm gleichzeitig der Wert des Grundbesitzes und der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ab. Auf diese war aber der Klerus (wie der Adel) seit uralter Zeit angewiesen. Während also ihr Einkommen nominell dasselbe blieb, ging es in Wirklichkeit immer mehr zurück. Dagegen suchte man sich nun zu helfen. Nach kirchlicher Bestimmung sollte niemand zwei Pfründen besitzen. Wer also eine bessere haben wollte, mußte auf die alte verzichten. Unter dem Drucke jener wirtschaftlichen Verhältnisse ging man nun seit dem zwölften Jahrhundert von jener Bestimmung ab und ließ den *Cumulus beneficiorum*, die Anhäufung mehrerer Pfründen in einer Hand, zu. Dazu kam noch die Konkurrenz der Orden, besonders der Zisterzienser und der Bettelmönche, die nicht nur die Seelsorge, sondern auch den Besitz reicher Kirchen an sich brachten. Daher die zahlreichen Klagen des Weltklerus über die Habgier der Mönche.

Die Aussichten des theologischen Nachwuchses wurden also immer schlechter, je größer seine Zahl wurde. Wo sollte die Unmasse der Studierenden bleiben? Auf der Universität bleiben und warten, ging nicht. Das Leben war dort zu teuer. Man mußte sich also bis zur Erlangung einer Stelle anders durchschlagen. Manche wurden Sekretäre bei vornehmen Herren oder Hauslehrer auf Schlössern oder *samuli* junger Adliger. Andere machten Abschriften, gaben

Musikstunden, taten eine Schule auf, zogen als Lehrer umher oder verrichteten gegen täglichen Lohn bei den berühmten Gelehrten Dienstleistungen.

Die große Mehrzahl aber, die keine Unterkunft fand oder sie wieder verlor, ging dazu über, bei den Standesgenossen, den Geistlichen, Unterstützung zu suchen. Denn als Schüler und weil sie oft die niederen Weihen hatten, rechneten sie zum Klerus, wenn sie auch keine Geistlichen waren. So kam das Wandern auf. Dichtend und singend, die lateinischen Lieder, die sie auf den Schulen gedichtet und gehört, vortragend und neue dazu verfertigend, zogen die jungen Kleriker in alle Lande. Die glänzende Aufnahme, die weltliche Sänger an den weltlichen Höfen fanden, lockte sie, bei geistlichen Herren, an den Höfen der Bischöfe, in den Klöstern, bei den Pfarrern ebenso aufzutreten und durch Dichtung und Vortrag von Liedern ihren Unterhalt zu suchen. Dies Wesen des Vagantentums finden wir um die Mitte des zwölften Jahrhunderts ausgebildet: stellenlose Kleriker, die dichtend und singend umherziehen, bilden den Kern der Vaganten. Allerlei andere Leutchen schlossen sich ihnen an: Mönche, die ihre Unbotmäßigkeit auf die Landstraße warf, Priester, die mit dem Zölibat in Konflikt kamen, Vikare, die ihre Stelle verloren hatten usw. Das Bundeslied spricht sich über diese bunte Zusammensetzung eingehend genug aus*).

Wir sind an Barmherzigkeit
Echte Religiosen;
Denn wir nehmen alles auf,
Kleine samt den Großen:
Nehmen auf den reichen Mann,
Wie den arm' und bloßen,
Den die frommen Klosterherrn
Von der Schwelle stoßen.

Nehmen ferner auf den Mönch
Mit rasierten Haaren,
Pfarrer samt der Hauserin
In gesezten Jahren,
Lehrer mit der ganzen Schul',
Herren in Talaren,
Einen Schüler doppelt gern,
Fehl't's ihm nicht am Varen.

Für Gerechte ist der Bund
Wie für Ungerechte,
Starke, Schmutz nehmen wir,
Nehmen Lahm' und Schlechte,
Jugendkräftig Blühende,
Alterslastgeschwächte,
Die mit frostigem Gemüt
Und Frau Venus' Knechte.

*) Übersetzung von Ludwig Laifner.

Zänter und Verträglische,
 Liebe samt den Leiden,
 Deutsch und welsch und slawisch Blut,
 Türken oder Heiden,
 Sei es Riese oder Zwerg,
 Oder zwischen beiden,
 Tu er groß mit Amt und Rang,
 Sei er still bescheiden.

Die Zahl der Theologen behielt unter den Vaganten die Oberhand. Die Juristen und Mediziner erreichten rascher eine Versorgung und hatten daher das Umherwandern nicht nötig. Aus demselben Grunde zeigt Italien mit seinen juristischen und medizinischen Schulen wenig Spuren des Vagantentums.

Außer den besprochenen wirtschaftlichen Verhältnissen hat gewiß auch der Geist der Zeit das „Fahren“ mit hervorgerufen. Allen Schichten der Bevölkerung gemeinsam war damals ein starkes Gefühl der Unruhe, der Sehnsucht nach fernen Paradiesen. Die Ritter suchten Abenteuer in fernen Landen, die Gläubigen unternahmen weite Pilgerfahrten.

So wurden der fahrenden Kleriker immer mehr und fielen mit der Zeit ihren Standesgenossen sehr zur Last, um so mehr, als sie in der Not des Lebens bald verlotterten und immer zügelloser wurden.

Aus mancherlei Bezeichnungen hat man geschlossen, daß sich die Vaganten zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zur Abwehr gegen die Abneigung und die Abweisung, die sie fanden, zu einer festen Organisation zusammengeschlossen hätten. Es begegnen die Namen *ordo vagorum*, *secta vagorum*, *scholares vagi*, *goliardi* usw.

Das Wort Goliarden ist sehr verschieden gedeutet worden. Von *gula*, Kehle, Gurgel (also soviel wie *gourmand*, Schlemmer), vom provenzalischen *gualiar*, betrügen, vom altitalienischen *goliare*, gierig verlangen (also = *gérnde* diet, gehrende Leute, wie die weltlichen Spielleute genannt wurden) und von italienisch *gagliardo*, französisch *gaillard* (also *goliardus* = Bruder Lustig) hat man es abzuleiten versucht. Eine Einigung ist nicht erzielt.

Daß die Vaganten später den *Goliath* = *Goliath* als ihren Schutzpatron ansahen, hat der Riese ohne Zweifel nur dem Anklang seines Namens an *Goliard* zu verdanken, wobei die Ableitung des Wortes gleichgültig ist.

Es gab aber außer diesem Schutzherrn des Bundes auch wirkliche Personen, die den Titel *Goliath* führten. Es sind dieselben, die gelegentlich auch *Archipoeta* und *Primas* genannt werden, Vaganten, die im Trinken und Singen und vor allem im Dichten Besonderes leisteten. Man hat gemeint, daß die Vorstände des Vagantenordens darunter zu verstehen seien. Und zwar bezeichne *Goliath* den Vorstand des französischen Vagantenbundes, der mehr eine zünftlerische Genossenschaft gewesen sei und auch die englischen Vaganten mit umfaßt habe, *Primas* dagegen das Haupt der deutschen Vaganten, die einen Orden, der

gegen die Kirche angriffsweise vorging, gebildet hätten. Der Primas hieß auch pontifex, episcopus, abbas, subprior usw.

Es muß aber doch sehr bezweifelt werden, ob der Vagantenorden wirklich eine festgefügte Organisation war. Man kann ihn eigentlich nur dann dafür halten, wenn man alle bezüglichen Anspielungen unserer Quellen für vollen Ernst nimmt. Näher liegt aber gewiß die Vermutung, daß es mehr auf Witz und Parodie abgesehen und gar kein geregelter Zusammenschluß vorhanden war. Schon das vorhin erwähnte Bundeslied, wonach kein gebildeter Landstraßentretter ausgeschlossen ist, spricht dafür. Daß es undenkbar sei, daß es gleichzeitig zwei Primates in demselben Lande gegeben habe, ist auch zuviel behauptet.

Scherzhaft nannten sich die Vaganten fratres, confratres, religiosi, conventuales, conversi. Die Ordensregeln waren eine Verhöhnung der kirchlichen. Im Bundesliede heißt es*):

„Gehet hin in alle Welt!“
Sprach der Herr und Meister.
Darum leidet's nicht daheim
Alle frommen Geister.

— — — — —

Unser Orden streng verbeut
Uns die Kirchenmessen;
Denn Gespenster in der Früh
Treiben viel ihr Wesen,
Allerlei Gesichte drohn
Bei des Morgens Grauen,
Da ist heilen Geistes nicht,
Der sie wollte schauen.

Unser Orden streng verbeut
Den Besuch der Mette,
In die Schenken eilen wir
Wenn wir aus dem Bette,
Dort bei dem gefüllten Glas
Schmausen wir Kapauen,
Fürchten nichts wir auf der Welt
Als des Spielgotts Launen.

Unser Orden streng verbeut
Zweierlei Gewande,
Hast du eines nur am Leib,
Triffst dich keine Schande;
Und solang' dich noch ein Wams
Schützend mag umhüllen,
Kannst den Mantel und den Gurt
Du getrost verspielen.

*) Übersetzung von Karl Mischke.

Dies Gebot, im Kleinen gilt's,
 Wie es gilt im Großen:
 Hast ein Hemd du im Besitz,
 Brauchst du keine Hosen,
 Keine Strümpfe, wenn ein Schuh
 Trogt dem nassen Wetter,
 Ausgestoßen aus dem Bund
 Wird der Übertreter.

Keiner soll, bevor er satt,
 Sich vom Tisch erheben,
 Und dann bitte er den Wirt,
 Ein Geschenk zu geben.
 Mit 'nem einz'gen Heller kann
 Vieles man gewinnen,
 Wenn der Spieler es versteht,
 Nichtig zu beginnen.

Keiner auf der Reise soll
 Gehn dem Wind entgegen,
 Noch in düstre Falten auch
 Seine Stirne legen;
 Geht es schlecht, so zeigt doch
 Hoffnung allerwegen,
 Denn es scheint die Sonne klar
 Wieder nach dem Regen.

Wie die Orden gaben auch die Vaganten den Neueintretenden ein neues Gewand und einen neuen Namen (Kneipnamen).

Primas oder Goliath wurden solche genannt, die als Dichter ihre Genossen übertrafen. Von einem, der als Archipoeta bekannt ist und eine Reihe der besten Vagantenlieder verfaßt hat, wissen wir, daß er in den Jahren 1159 bis 1164 dichtete, ein Deutscher war, wahrscheinlich aus adligem Geschlecht stammte und eine Zeitlang am Hofe des Reichskanzlers Reinold von Dassel lebte. Mehr leider nicht.

Cäsarius von Heisterbach erzählt „von einem vagierenden Kleriker namens Nikolaus, den sie den Archipoeta nennen“, der dreißig bis vierzig Jahre später den Heisterbacher Mönchen einen Streich spielte. Schwerkrank und den Tod vor Augen nahm er mit vieler Reue das Ordensgewand; als er aber wieder gesund wurde, hatte er nichts Eiligeres zu tun, als es wieder auszuziehen und „lachend die Kutte hinwerfend“ sich davonzumachen. Ob wir hier denselben Archipoeten vor uns haben, ist aber sehr zweifelhaft. Den Titel kann sich später auch ein zweiter beigelegt haben.

Alle übrigen Dichter kennen wir überhaupt nicht näher und wissen auch nicht, wie viele ihrer waren. Wahrscheinlich aber sind sie nicht sehr zahlreich gewesen und haben sich die meisten Vaganten darauf beschränkt, das von anderen Verfaßte zu verbreiten.

Die Lieder sind in lateinischer Sprache verfaßt, teils wegen der eigenen Gewöhnung an diese Sprache, teils weil die geistlichen Höfe und die Pfarr-

häuser das Publikum abgaben. Die wichtigste Sammlung von ihnen befindet sich jetzt in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek. Sie stammt aus dem Kloster Benediktbeuern, und daher hat der erste Herausgeber, Schmeller, den Vagantenliedern den Namen Carmina Burana gegeben. Diese Handschrift enthält auch etwa ein halbes Hundert deutsche Lieder, aber die stammen eben nicht von den fahrenden Schülern. Wahrscheinlich hat ein geistlicher Herr hier aufzeichnen lassen, was er von fahrenden Leuten (auch weltlichen Sängern) zu hören liebte. Die Handschrift ist um 1225 von verschiedenen Schreibern nach einem festen Plane angefertigt.

In schier unerschöpflichen Variationen singen die Vaganten von Lust und Leid des Lebens und der Liebe. Liebeslieder, Spiellieder, Bettellieder, aber auch ernste Strophen und Schilderungen ihres Glends stehen bunt durcheinander.

Die Minnelieder nehmen schon durch ihre Sprache eine eigenartige Stellung ein. Klingt in der Volkssprache das Wort des Dichters unmittelbar von Herz zu Herzen, so muß sich der lateinische Poet erst an den Verstand wenden, der das fremde Wort in die Muttersprache übersezt. Andererseits macht ihn die fremde Sprache derber, deutlicher, rücksichtsloser im Ausdruck. Dazu kam die rauhere Lebensweise und Lebensauffassung der Vaganten. Von der Schwärmerei, in die die Minnepoesie geradezu ausartete, war der fahrende Schüler weit entfernt. Zwar finden sich auch hier einige Lieder von großer Zartheit und feiner Empfindung, wird auch hier gelegentlich von Lenz und Liebe, von den Blumen auf dem Anger und den Rosen auf den Wangen, der milden Maiensonne und den strahlenden Augen der Liebsten, vom Vogelschall im Hag und der holden Stimme des trauten Mädchens gesungen, die Mehrzahl der Lieder aber ist derb, sinnlich, ja zynisch.

Unübertroffen sind die Vaganten dagegen in den Trink- und Spielliedern. Feuchtfrohlicher Humor durchweht z. B. das Kneiplied*):

In taberna quando sumus,
Non curamus, quid sit humus.

So wir sitzen in den Schänken,
Kann uns Erdennot nicht kränken;
Nein, da gilt es Kurzweil treiben,
Also war's und soll es bleiben.
Was getrieben in der Welt wird,
Wo geschenkt für bares Geld wird,
Das ist eine wicht'ge Frage,
Drum vernehmt, was ich euch sage.

Hier ein Spiel, ein Suff daneben,
Dort ein wahres Heidenleben,
Wo des Spieles wird gepflogen,
Sieht sich mancher ausgezogen.

*) Übersetzung von Ludwig Laistner.

Klopft ein andrer stolz die Tasche,
Sitzt der Dritt' in Sack und Asche.
Wer wird um den Tod sich scheren?
Lösung ist: zu Bacchus Ehren!

Nun folgt die bekannte Aufzählung aller derer, die sich um den Becher scharen:

Trinkt der Sie- und trinkt der Erstand,
Trinkt der Wehr- und trinkt der Lehrstand,
Trinket dieser, trinket jene,
Trinkt der Knecht und seine Schöne,
Trinkt der Flinke, der Verhochte,
Trinkt der Blond- und Schwarzgelockte,
Trinkt der Stät' und Wetterwend'ge,
Trinkt der Tor und der Verständ'ge.

Trinkt der arme Mann im Spittel,
Trinkt der Fremd' im Glendstittel,
Trinkt die Jugend, trinkt das Alter,
Trinkt Defan und Vorbestalter,
Trinkt das Mägdlein, trinkt der Knabe,
Trinkt die Mutter, die Mhn' am Stabe,
Trinkt so Weib- als Männlein, beede,
Trinken tausend, all und jede.

Der Dichter schließt mit der Strophe:

Wie soll da das Geldlein reichen,
Wenn in Jügen sondergleichen
Alles ohne Maß und Ziel trinkt,
Ob auch schon mit Hochgefühl trinkt?
Da will uns die Welt betritteln,
Ei, das hilft uns nicht zu Mitteln.
Jeder Krittker soll verflucht sein,
Nie im Himmelsbuch gebucht sein.

Der Archipoeta erklärt in seiner „Generalbeichte“ geradezu, in der Kneipe beim vollen Becher sterben zu wollen:

Meum est propositum
In taberna mori*).

Mein Begehrt und Wille ist:
In der Kneipe sterben!
Nah den Lippen sei der Wein,
Eh sie sich entfärben.
Und der Englein Sterbechor
Möge für mich werben:
Laß den wackern Zechstumpan,
Herr, dein Reich ererben!

Oft genug finden wir auch die üble Lage des Vaganten besungen, der bei Wein und Würfelspiel sogar seine Kleidung zum Pfande gelassen hat und nun

*) Die Verse sind schon früh aus dem Zusammenhange herausgenommen und als besonderes Lied betrachtet worden. Bekannt ist auch Bürgers Übersetzung von 1777: „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben.“

nackt und bloß hinaus muß, um die „nobiles praelati et presbyteri beati“ anzubetteln:

O liberales clerici,
 Nu merkent rehte, wie deme si:
 Date, vobis dabitur,
 Ir sült lan offen uwer tur,
 Vagis et egentibus,
 So gewinnet ir das himmelhus,
 Et in perenni gaudio.
 Alsus, also, alsus, also!

Von dem Archipoeten nur ein paar Strophen aus der Vagantenbeichte, die durch die Fülle und Behendigkeit ihrer Sprache, wie Jakob Grimm sagt, „jeden Zweifel an dem wahrhaftigen Verufe ihres Verfassers für die Poesie niederschlägt“.

Drei Dinge werden dem Dichter zur Last gelegt: Liebe, Spiel und Wein. Er bekennt sich schuldig, ist aber um Entschuldigungen auch nicht verlegen*).

1. Heißer Scham und Neue voll,
 Wildem Grimm zum Raube,
 Schlag' ich voller Bitterkeit
 An mein Herz, das taube.
 Windgeschaffen, federleicht,
 Locker wie vom Staube
 Gleich' ich loser Lüfte Spiel,
 Gleich' ich einem Laube!

4. Traurigkeit, ein traurig Ding,
 Das mich mag verschonen!
 Scherz geht über Honigseim,
 Der will sich verlohnen.
 Mir ist in Frau Venus' Dienst
 Eine Lust zu fronen,
 Die in eines Tropfen Herz
 Nie hat mögen wohnen.

7. Zwingen läßt sich die Natur
 Nimmermehr mit Vännen,
 Und an einer Jungfrau Bild
 Muß der Sinn entbrennen.
 Wie soll auch der Jugendmut
 Regel halten können,
 Und dem leicht erregten Blut
 Seinen Wunsch mißgönnen?

10. Zweitens hab' ich auch das Spiel
 Leider nicht gemieden.
 Doch so oft vom Spieltisch ich
 Blut und bloß geschieden,
 Hob im Frost des Leibes mir
 An der Geist zu sieden:
 Vers und Lieder kann ich traun
 Dann die besten schmieden.

*) Übersetzung von Ludwig Laistner.

11. Drittens Wirtshausfünden auch
 Machen mich bekommen,
 Eine Aneipe war mir stets,
 Bleibt mir stets willkommen,
 Bis dereinst die Engel nahn,
 Bis mein Ohr vernommen
 Ihren heil'gen Weihegruß:
 „Ew'ge Ruh den Frommen!“

13. Nur beim vollen Becher flammt
 Auf des Geistes Leuchte,
 Von der Erde hebt das Herz
 Sich, das nektarfeuchte.
 Doch beim Wirt ein frischer Trunt
 Stets mir besser deuchte,
 Als im Kloster, wo den Geist
 Wasser mir verscheuchte.

16. Jeglichem hat die Natur
 Zugeteilt die Gaben:
 Nüchtern schreiben, dazu war
 Ich noch nie zu haben.
 Nüchtern steh' ich weit zurück
 Hinter jedem Knaben.
 Dursten? Fasten? — Eher noch
 Laß ich mich begraben.

Eine eigene Gattung bilden unter den Gedichten die Goliasklieder, satirischen Inhalts. Sie wenden sich hauptsächlich gegen die kirchlichen Zustände. Es war damals die öffentliche Meinung, daß sich die Kirche von ihrer ursprünglichen Reinheit weit entfernt habe. Die Goliarden machten sich zu Sprechern der allgemeinen Stimmung. Unabhängig und vorurteilsfrei, wie sie waren, konnten sie offen aussprechen, was sie für wahr hielten, und die kraftvolle Sprache dieser Lieder machte auf Jahrhunderte hinaus nachhaltigen Eindruck. Aber bei aller Schärfe ihrer Angriffe bekämpften sie doch nirgends das kirchliche Dogma. Die Goliarden sind stolz darauf, Söhne der Kirche zu sein. Sie wollen nicht die Ordnung des Staates und der Kirche stürzen, sondern verlangen bloß Rückkehr zu der guten alten Sitte. *Mores explorare, reprobare reprobos et probos probare*, die Sitten auszuforschen, die Schlechten zu tadeln, die Braven zu loben halten sie für ihre Aufgabe. Freilich wollen sie selbst nicht besser sein als andere, aber da die Kirche für sie keine Stelle hat, messen sie sich auch keine Pflichten bei.

Besonders getadelt wird die Habsucht der Kurie und des Papstes. Ein Dichter parodiert z. B. das Evangelium: „Evangelium nach der heiligen Mark. Zu jener Zeit sprach der Papst zu den Römern: Wenn des Menschen Sohn zum Sitze unserer Herrlichkeit kommt, fraget zuerst: Freund, weswegen kommst du? Wenn er aber fortfährt, Einlaß zu begehren und euch nichts gibt, so werfet ihn in die äußerste Finsternis. Es geschah aber, daß ein armer Pfaffe kam an des Papstes Hof und schrie und sprach: Erbarmet ihr euch meiner, ihr

Türhüter des Papstes, denn die Hand der Armut hat mich getroffen. Ich bin dürftig und arm, darum bitte ich euch, daß ihr mir helfet in meinem Glende. Jene aber, da sie ihn gehört hatten, ergrimmteten sie und sprachen: Freund, verflucht mögest du sein mit deiner Armut, weiche von hier, Satanas, denn du vermagst nicht, was das Geld vermag. Wahrlich, wahrlich, ich sage dir, du wirst nicht eingehen zu deines Herrn Freude, bis du nicht den letzten Heller gegeben hast. Der Arme aber ging und und verkaufte Rock und Mantel und alles, was er hatte, und gabs den Kardinälen und Türhütern und Kämmerern. Jene aber sprachen: Was ist das unter so viele? Und sie warfen ihn aus aus dem Hause, und er ging und weinte bitterlich und mochte sich nicht trösten. Danach kam zu Hofe ein reicher Pfaffe, der war dick und fett und aufgeblasen und hatte im Aufruhr einen Mord begangen. Derselbige gab zuerst dem Türhüter, dann dem Kämmerer, zuletzt den Kardinälen. Die aber vermeinten unter sich, daß sie mehr bekämen. Als nun der Papst hörte, daß seine Kardinäle und Diener sehr viele Geschenke von dem Pfaffen erhalten hätten, ward er krank bis auf den Tod. Der Reiche aber schickte ihm ein golden und silbern Trinkgefäß, und alsbald ward er gesund. Da rief der Papst seine Kardinäle und Diener zu sich und sprach zu ihnen: Liebe Brüder, sehet zu, daß euch niemand verführe mit leeren Worten. Denn ich gebe euch ein Beispiel, daß, gleichwie ich nehme, also auch ihr nehmet.“ — „Ich sah die Hauptstadt der Welt,“ erzählt ein anderer, „sie ist gleich dem tiefen sizilischen Schlunde. Dort bellt Szylla räuberisch und Charybdis schlingt Gold, die Piraten sind die Kardinäle, Sirenen haufen daselbst, denen ein mißgestaltetes Ungeheuer im Busen wohnt. Sie singen: Wir vergeben die Sünden und führen die Sündlosen zur himmlischen Wohnung, wir haben des Petrus Gewalt, alle Herrscher mit Eisenketten zu fesseln! Solche lenken das Schiff der Kirche, solche führen die Himmelschlüssel.“

Aber auch andere Sünden des Klerus werden scharf gezeihelt, und so sah dreihundert Jahre später der streitbare Matthias Flacius Illyricus in diesen satirischen Dichtungen willkommenes Material für sein „Verzeichnis von Zeugen der Wahrheit“.

Es versteht sich, daß der Klerus über die fortwährenden, zum Teil auch maßlosen Angriffe der Vaganten erbittert wurde und ihnen nichts mehr geben wollte. Auch verscherzte sich dies Gelehrtenproletariat durch seine immer zügelloser gewordene Lebensführung die Gunst des Publikums mit der Zeit völlig. Ein Vagant, der sich Surianus und „durch die unheilbare Borniertheit der Dummen Oberpriester und Archiprimas aller fahrenden Scholaren in Osterreich, Steiermark und Mähren“ nennt, vergleicht in einem scherzhaften Epitome die Vaganten mit den Fledermäusen, für die weder unter den Vierfüßlern noch unter den Vögeln Raum ist. So ständen die wandernden Scholaren zwischen Laien und Klerikern, von jenen vertrieben und auch von diesen zurückgestoßen.

In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts waren die Vaganten schon so verwahrlost, daß sie größtenteils gar nicht mehr auf ein Amt rechneten, sondern das ungebundene Umherziehen vorzogen. In unanständigem Anzuge wanderten sie daher, an den Türen der Pfarrhäuser bettelnd, oder drangen auch haufenweise, mit Rapieren, Schwertern und Hellebarden bewaffnet ein und erzwangen mit Schimpfen und Gewalttat das Geld. Das Erbeutete wurde gemeinsam verjubelt und bei Würfeln und Karten oft genug auch das letzte Gewand verloren. Mancher rief dann, vor Kälte mit den Zähnen klappernd: „Schuch und Wehe, was haben wir für einen strengen Orden!“ Getrunken und gespielt wurde so lange, bis Zunge und Füße nicht mehr wollten. Dann schwankte man auf die Straße und schlief, wo man eben hinfiel, im schmutzigen Straßengraben oder in den Brennesseln am Wege. Eine Salzburger Synode von 1292 schildert ihr Treiben kurz und bündig so: „Sie gehen unanständig daher, liegen in den Badhäusern (wo sich Vagabunden zu wärmen pflegten), besuchen Kneipen, Spiele und Dirnen“, und in dem Buch der Rügen (1276) heißt der Abschnitt über die Lotterpfaffen: „Zu den Lotterpfaffen solltet ihr sprechen: Ihr unreinen Affen, wie mögt ihr euer Leben, das doch Gott euch gegeben, nur so vertun, da ihr nur in Üppigkeit dahinlebt und in Schlechtigkeit! Wäre doch euer elender Orden nie geboren worden! Denn lästerlich, recht wie Schächer geht ihr daher, und eurer Bosheit ist so viel, daß Gott nichts mehr von euch wissen will. Und sogar dem bösen Feinde ist es arg, wenn ihr zu ihm kommt. Auch er hielte sich lieber an ehrbare Leute. Darum geht eilends, ehe es zu spät ist, und dringt in das Höllentor, ehe euch auch das versperrt wird. Wenn ich euch aber ernstlich raten soll, wie mir Gott befiehlt, so befehret euch und ehret Gott künftig besser, als ihr bisher getan, denn wohl erinnere ich mich des Wortes, das Gott liebend zu uns sprach, da er uns in Nöten sah: Nicht des Sünders Tod will ich, sondern daß er lebe und sich bekehre. Tut ihr das nicht, so weiß ich wohl den Lohn, den man euch geben soll.“

Da das Ansehen des Klerus so aufs schwerste geschädigt wurde, sah sich die Kirche zur Abhilfe genötigt, zumal da die Vaganten, wenn sie sich auch in ihrem Leben von den verachteten Gauklern und Spielleuten nicht mehr unterschieden, an den Vorrechten des geistlichen Standes eifrig festhielten. Zum Einschreiten zwangen auch die Verhöhnung der kirchlichen Bräuche und die Entweihung des Heiligsten. Man hatte die Vaganten gelegentlich bei kirchlichen Feiern, Primizen und Kirchweihen zum Gesange herangezogen. Sie benutzten die Gelegenheit, um bei der heiligen Handlung leichtfertige Lieder zu singen. Auf den Dörfern zeigten sie falsche Reliquien und erteilten Ablässe, hielten Predigten und Prozessionen, lasen in Dörfern, die keinen eigenen Geistlichen hatten, ohne geweiht zu sein, Messen und benutzten den Altar zum Würfelspiel.

Die Maßregeln der Kirche hatten eine doppelte Richtung. Zuerst suchte sie die Mißstände, die das Vagantentum hervorgerufen hatten, zu beseitigen.

Es wurden gegen die Häufung der Pfründen Bestimmungen erlassen, die mit Klöstern unierten Pfarrereien und Kirchen sollten von Weltgeistlichen versehen werden, auch zahlreiche neue Stellen wurden geschaffen.

Die besseren Elemente unter den Vaganten bekamen so Gelegenheit, in ein geordnetes Leben zurückzukehren, und gegen die verkommenen Existenzen, die übrig blieben, ging man dann mit Strenge vor. In Frankreich entledigte man sich ihrer schon in den dreißiger Jahren des dreizehnten Jahrhunderts für einige Zeit durch die Bestimmung, ihnen das Haar so zu scheren, daß man die klerikale Tonsur an ihnen nicht mehr sehe. Die Wirkung scheint kräftiger gewesen zu sein, als man vielleicht erwartet hatte. In den nächsten fünfzig Jahren hörte man von den Goliarden in Frankreich nichts mehr. Sie wandten sich nach Deutschland.

Aber auch hier wurden die Ausichten immer schlechter. Streng verfahren vor allem die um 1260 herum in Niederdeutschland abgehaltenen Synoden. Jede Unterstützung der wandernden Kleriker wurde verboten. Im Süden, auf den die Vaganten nun angewiesen waren, schritt man erst gegen Ende des Jahrhunderts zum Äußersten. 1287 erließ das große Nationalkonzil von Würzburg die Bestimmung, daß den unverbesserlichen Fahrenden die klerikalen Vorrechte genommen und sie von den weltlichen Gerichten bestraft werden sollten. Damals waren die Vaganten, durch die Synoden von Salzburg 1274 und St. Pölten 1284 auch in diesen Gegenden unmöglich geworden, bereits auf der Wanderung nach Frankreich begriffen. Schon zwei Jahre später, 1289, waren dort solche Scharen eingetroffen, daß vier Synoden gegen sie einschritten. Auch hier sprach man allen, die ein Jahr lang Goliarden gewesen waren und bis dahin oder auf dreimalige Aufforderung nicht austraten, die geistlichen Vorrechte ab. Nun war es in Frankreich mit den Goliarden endgültig aus. Die letzten Reste wurden in Deutschland durch die strengen Bestimmungen der Synoden von St. Pölten 1294, Köln 1300, Mainz 1310 und Salzburg 1310 vernichtet.

Mit scharfen Schnitten hatte die Kirche diese faulen Glieder von ihrem Leibe getrennt. Wer sich nicht in geordnete Verhältnisse zurückfinden konnte, dem blieb nichts mehr übrig, als auf den lange und hartnäckig festgehaltenen geistlichen Charakter zu verzichten. Mit der Sonderexistenz klerikaler Fahrenden war es vorbei.

